

2. Geh hin — weiss nicht wohin, hol das — weiss nicht was.

In einem Königreich lebte einmal ein König; der hatte keine Frau, und er hielt sich eine ganze Schar von Schützen. Auf die Jagd gingen die Schützen, schossen die flüchtigen Vögel, versorgten des Königs Tisch mit Wild. In dieser Schar diente ein junger Schütz mit Namen Feodot; sicher traf er ins Ziel, niemals schoss er vorbei, und deshalb liebte ihn der König mehr als alle seine Kameraden. Einmal ging er ganz früh, als eben die Sonne aufging, auf die Jagd; er kam in einen dunkeln, dichten Wald und sah: eine Turteltaube sass auf einem Baume. Feodot legte die Flinte an, zielte, drückte los — und zerschmetterte dem Vogel das Flügelchen. Der Vogel flatterte vom Baum auf die kühle Erde. Der Schütz hob ihn auf, wollte ihm den Kopf abreißen und ihn in die Jagdtasche stecken. Da sprach zu ihm die Turteltaube: „Ach, du junger Schütz, reiss mir nicht mein unruhiges Köpfchen ab, scheid mich nicht von der schönen Welt; lieber nimm mich lebend, trage mich in dein Haus, setze mich an das Fensterchen und sieh: Wenn mich der Schlaf befällt, gib mir einen Schlag mit der umgewandten Rechten — und du wirst dir ein grosses Glück gewinnen.“ Sehr verwunderte sich der Schütz. „Was ist das?“ dachte er, „sieht aus wie ein Vogel und spricht mit menschlicher Stimme! So etwas ist mir doch mein Lebtage nicht vorgekommen.“ Er brachte den Vogel nach Hause, setzte ihn ans Fensterchen und stand selbst und wartete. Es verging einige Zeit — da legte die Turteltaube ihr Köpfchen unter das Flügelchen und schlief ein; der Schütz erhob die rechte Hand und gab ihr mit der Rückseite einen leichten Schlag; da fiel die Turteltaube zur Erde und verwandelte sich in ein Mägdlein, und in ein so schönes — das kann man nicht denken nicht ahnen; nur im Märchen kann mans erzählen. So eine Schöne gabs in der ganzen Welt nicht mehr! Sie sprach zu dem guten Jüngling, zu des Königs Schützen: „Hast

du mich gewinnen können, so sollst du auch mit mir leben; du sollst mein angetrauter Gatte werden und ich dein dir von Gott bestimmtes Weib.“ Darüber wurden sie bald eins. Feodot heiratete sie und lebte in Freuden mit seiner jungen Frau, aber den Dienst vergass er nicht: Jeden Tag, wenn kaum der Morgen graute, nahm er seine Flinte und ging in den Wald; dort schoss er allerlei Wild und brachte es in des Königs Küche. Sein Weib sah, dass er sich bei der Jagd ganz abarbeitete, und sprach zu ihm: „Höre, Lieber, mir ist leid um dich; jeden Tag, den Gott werden lässt, streifst du durch Wälder und Sümpfe, immer kommst du durchnässt nach Hause, und es bringt uns doch nichts ein. Was ist das für ein Gewerbe! Da weiss ich dir eins, das lohnt seinen Mann. Bring nur ein-, zweihundert Rubel zusammen, dann werden wir schon sehen.“ Feodot eilte zu seinen Kameraden: bei dem einen lieh er einen, bei dem andern zwei Rubel, und so sammelte er an die zweihundert Rubel. Die brachte er zu seiner Frau. „So“, sagte sie, „jetzt kaufe für all das Geld allerlei Seide“. Der Schütz kaufte für zweihundert Rubel allerlei Seide. Sie nahm sie und sagte: „Härme dich nicht, bete zu Gott und lege dich schlafen; der Morgen ist weiser als der Abend.“ Der Mann schlief ein, aber die Frau trat hinaus auf die Vortreppe, schlug ihr Zauberbuch auf, und sogleich erschienen vor ihr zwei Geister: „Was wünschst du? sprich!“ — „Nehmt hier diese Seide und macht mir in einer Stunde einen Teppich, und so einen wunderbaren, wie man in der ganzen Welt noch nicht gesehen hat; und auf dem Teppich soll das ganze Königreich gestickt sein, mit Städten und Dörfern, mit Flüssen und Seen.“ Sie machten sich an die Arbeit und nicht in einer Stunde, nein, in zehn Minuten vollendeten sie den Teppich, ein wahres Wunder; sie gaben ihn der Frau des Schützen und waren im Augenblick verschwunden, als wären sie nicht dagewesen. Am Morgen gab sie den Teppich ihrem Manne. „So“, sagte sie, „nun trag ihn auf den Handelshof und verkauf ihn den Kaufleuten und merk dir: fordere nicht selbst;

was sie geben, das nimm.“ Feodot nahm den Teppich, wickelte ihn zusammen, hing ihn über den Arm und ging zu den Handelsreihen. Ihn sah ein Kaufmann, eilte herzu und fragte: „He, mein Bester, willst du den verkaufen?“ — „Ja.“ — „Was soll er kosten?“ — „Du bist ein Mann, der sich auf den Handel versteht, so bestimm du den Preis.“ Der Kaufmann sann und sann, aber er konnte keinen Preis für den Teppich finden — und so blieb dabei. Ein anderer Kaufmann eilte hinzu, nach ihm ein dritter, ein vierter . . . und es sammelte sich ihrer eine grosse Menge, sie schauten auf den Teppich, bewunderten ihn, und konnten ihn alle nicht schätzen. Zu der Zeit fuhr gerade an den Handelsreihen der Schlosskommandant vorbei, er sah den Auflauf und wollte gern wissen, wovon die Kaufmannschaft sprach. Er stieg aus dem Wagen, trat hinzu und sagte: „Guten Tag, ihr Handelsleute, ihr Gäste von jenseits des Meeres! Wovon spracht ihr eben?“ — „So und so, wir können den Teppich nicht schätzen.“ Der Kommandant besah den Teppich und verwunderte sich selbst. „Höre, Schütz,“ sprach er, „sag mir die reine Wahrheit. Woher hast du so einen prächtigen Teppich?“ — „Meine Frau hat ihn gestickt.“ — „Wieviel willst du dafür haben?“ — „Ich weiss selbst nicht den Preis; meine Frau sagte mir, ich sollte nicht handeln; was man mir giebt, damit soll ich zufrieden sein!“ — „Hier hast du zehntausend!“ Der Schütz nahm das Geld und gab dafür den Teppich. Dieser Kommandant aber ging immer beim Könige aus und ein und trank und ass an seinem Tische. Als er wieder einmal zum Könige zur Tafel fuhr, nahm er den Teppich mit. „Beliebt es Eurer Hoheit nicht zu sehen, was ich heute Schönes gekauft habe?“ Der König schaute hin und sah darauf sein ganzes Königreich, wie auf der flachen Hand. Da rief er aus: „Wahrlich, das ist ein Teppich! In meinem Leben hab ich nicht so ein Kunstwerk gesehen. Ich gebe dir, was du willst, Kommandant, aber den Teppich lass ich dir nicht.“ Sogleich zog der König fünfundzwanzig Tausend hervor und gab sie ihm in die Hand, aber den Teppich hängte er

im Schlosse auf. „Macht nichts,“ dachte der Kommandant, „ich bestelle mir einen andern noch schönern.“ Sogleich ritt er zum Schützen, suchte sein Häuschen auf, trat in die Stube, und sowie er nur des Schützen Frau erblickte — in dem Augenblick dachte er nicht mehr an sich selbst und sein Geschäft; er wusste gar nicht mehr, warum er gekommen war; vor ihm stand eine solche Schönheit, dass er am liebsten die Augen gar nicht mehr von ihr gewandt hätte; immer schaute er und schaute! Freilich war es die Frau eines andern, aber im Kopfe ging es ihm wirr herum: „Wo hat man je so etwas gesehen, wo so etwas gehört, dass ein einfacher Soldat sich so ein Kleinod gewann! Ich diene doch beim Könige selber, und mir ist der Generalsrang verliehen, aber so eine Schönheit habe ich noch nirgends gesehen!“ Gewaltsam nahm sich der Kommandant zusammen und kehrte mit schwerem Herzen nach Hause zurück. Seit der Zeit war er wie umgewandelt; im Schlafen und Wachen musste er immer an die wunderschöne Schützenfrau denken; Essen und Trinken wollte ihm nicht schmecken, immer stand ihm ihr Bild vor Augen. Der König bemerkte es und fragte ihn: „Was ist mit dir? drückt dich etwas?“ — „Ach, Eure Hoheit; bei dem Schützen sah ich ein Weib — solche Schönheit giebt's auf der ganzen Welt nicht mehr; immer muss ich an sie denken, Essen und Trinken schmeckt mir nicht, kein Zaubermittel hilft dagegen!“ Da kam dem Könige selbst das Verlangen, seine Augen an ihr zu weiden, er liess seine Kutsche anspannen und fuhr in die Schützenvorstadt. Er trat ins Gemach und sah sie — eine unvergleichliche Schönheit! Wer sie nur anschaute, alt oder jung, jeder musste sich gleich sterblich in sie verlieben. Im Herzen brannte es ihm. „Warum“, dachte er bei sich, „lebe ich als Hagestolz? Diese Schöne wäre die Rechte für mich; was braucht sie die Frau eines Schützen zu sein? Die ist zur Königin geboren.“

Der König kehrte ins Schloss zurück und sprach zu dem Kommandanten: „Höre! hast du mir die Frau des Schützen, die unvergleichliche Schönheit, gezeigt, so schaffe

mir jetzt auch ihren Mann aus der Welt. Ich selbst will mich mit ihr vermählen; und schaffst du ihn nicht fort, so hast du es dir selbst zuzuschreiben: Wenn du auch mein treuer Diener bist, du kommst an den Galgen!“ Der Kommandant ging und wurde noch trauriger als vorher; ihm fiel nichts ein, wie er den Schützen aus der Welt schaffen sollte. Er ging auf den freien Plätzen und in den engen Gassen umher, da kam ihm eine Hexe entgegen. „Halt! du Diener des Königs! Ich kenne alle deine Gedanken. Willst du, so helfe ich dir in deinem grossen Leid.“ — „Hilf mir, Mütterchen! Was du willst, will ich dir bezahlen.“ — „Dir ist vom König der Befehl geworden, den Schützen Feodot fortzuschaffen. Das hätte nicht viel auf sich; er selbst ist ein einfacher Mann, aber seine Frau hats hinter den Ohren! Nun, wir wollen uns schon etwas für ihn ausdenken, dass er damit nicht so schnell fertig werden soll. Geh zum Könige zurück und sag ihm: hinter den dreimal neun Landen in dem dreimal zehnten Königreich liegt eine Insel; auf der Insel lebt ein Hirsch mit goldenem Geweih. Der König soll ein halbes Hundert Matrosen nehmen, die grössten Taugenichtse, die vertrunkensten Gesellen, und soll für die Fahrt ein altes faules Schiff ausrüsten lassen, das schon seit dreissig Jahren ausser Dienst gestellt ist; auf diesem Schiffe soll er den Schützen Feodot aussenden, den Hirsch mit goldenem Geweih zu holen. Um nach der Insel zu fahren, braucht man, schlecht gerechnet, drei Jahre, und zurück von der Insel wieder drei Jahre, im ganzen sechs Jahre. Kommt aber das Schiff aufs Meer, so fährt es einen Monat, und dann geht es unter, und der Schütz und die Matrosen, alle sinken auf den Grund. Der Kommandant horchte hoch auf bei diesen Reden, dankte der Hexe für ihre Worte, belohnte sie mit Gold, und dann stracks zum Könige. „Eure Hoheit“, sagte er, „so und so, den Schützen kann man schon aus der Welt schaffen.“ Dem König gefiel der Plan, und sogleich erliess er einen Befehl an die Flotte: man solle für die Fahrt ein altes, verfaultes Schiff ausrüsten, mit Vorräten für sechs

Jahre versehen und es mit fünfzig Matrosen bemannen, den grössten Lumpen und vertrunkensten Gesellen.

Nun liefen Eilboten in allen Kneipen und Schänken herum und warben solche Matrosen, dass es eine Lust war, sie anzusehen. Den einen waren die Augen blau geschlagen, anderen war die Nase schief gehauen. Als man dem Könige meldete, dass das Schiff bereit sei, liess er sogleich den Schützen zu sich kommen: „Feodot“, sagte er, „du bist ein tüchtiger Bursch, der erste Schütz in deiner Schar; leiste mir einen Dienst, fahre hinter die dreimal neun Lande in das dreimal zehnte Königreich — da ist eine Insel, auf der Insel lebt der Hirsch mit dem goldenen Geweih; fang ihn lebend und bring ihn hierher.“ Der Schütz dachte nach und wusste nicht, was er antworten sollte. „Ja, denk nur“, sagte der König, „wenn du meinen Befehl nicht ausführst, hier ist mein Schwert — sieh ob dein Kopf dir was wert!“ Feodot machte linksum kehrt und ging aus dem Schlosse. Am Abend kam er nach Hause in tiefer Betrübnis und sprach kein Wort. Da fragte ihn seine Frau: „Worüber härmst du dich, Lieber? Ist dir ein Unheil widerfahren?“ Und er erzählte ihr alles. „Und darüber grämst du dich so? Das ist auch recht was? Ein Spass ists und kein Dienst. Bete nur zu Gott und leg dich schlafen; der Morgen ist weiser als der Abend; es wird alles gut werden.“ Der Schütz legte sich nieder und schlief ein. Seine Frau aber schlug ihr Zauberbuch auf, und sogleich erschienen vor ihr zwei Geister: „Was steht zu Diensten.“ „Geht hinter den dreimal neun Landen in das dreimal zehnte Königreich — nach der Insel, fangt den Hirsch mit dem goldenen Geweih und bringt ihn hierher.“ — „Gut, es soll also geschehen.“ Sogleich eilten sie auf jene Insel, griffen den Hirsch mit dem goldenen Geweih und brachten ihn geradeswegs zum Schützen auf den Hof. Eine Stunde vor Sonnenaufgang hatten sie alles vollbracht und verschwanden, als wären sie niemals dagewesen. Die schöne Schützenfrau weckte ihren Mann frühzeitig und sagte zu ihm: „Geh und sieh, der Hirsch mit dem goldenen Geweih spaziert

auf deinem Hofe. Nimm ihn mit dir auf das Schiff, fahre fünf Tage geradeaus, und am sechsten kehre wieder um.“ Der Schütz sperrte den Hirsch in einen dunkeln, verschlossenen Käfig und brachte ihn auf das Schiff. „Was ist darin?“ fragten die Matrosen. — „Allerlei Vorräte und Arzneien; der Weg ist lang, was braucht man da nicht alles!“

Als die Zeit gekommen war, da das Schiff in See stechen sollte, kam viel Volks, das den Seefahrern das Geleit geben wollte; es kam auch der König selbst, verabschiedete sich von Feodot und setzte ihn als den obersten über alle Matrosen. Fünf Tage fuhr das Schiff auf der See, von den Ufern war schon lange nichts mehr zu sehen, da liess Feodot der Schütz ein Fass Wein von vierzig Eimern auf das Deck rollen und sagte zu den Matrosen: „Trinkt, Brüder, so viel euer Herz begehrt, und thut euch keinen Zwang an!“ Die freuten sich nicht schlecht, machten sich über das Fass her und fingen an zu zechen; bald waren sie so bezechet, dass sie neben dem Fass niedersanken und fest einschliefen. Da setzte sich der Schütz ans Steuer, drehte das Schiff zum Lande und fuhr zurück. Damit die Matrosen nichts davon merkten, wartete er ihnen von Morgens früh bis Abends spät mit Wein auf. Wenn sie eben von ihrem Rausche aufwachten und sich die Augen rieben, stand schon wieder ein neues Fass da. Das war ihnen denn ganz recht für den Katzenjammer. Als das Schiff am elften Tage in den Hafen einlief, zog er die Flagge auf und schoss aus den Kanonen. Der König hörte das Schiessen und eilte sogleich zum Hafen, um zu erfahren, was es da gebe. Als er den Schützen sah, geriet er in Zorn, und in heller Wut fuhr er den Schützen an: „Wie konntest du es wagen, vor der Zeit zurückzukommen?“ — „Wo sollte ich denn noch hin, Eure Hoheit? Mancher Dummkopf fährt vielleicht zehn Jahre auf dem Wasser herum, und es kommt doch nichts Gescheites dabei heraus; aber wir sind statt sechs Jahre im ganzen zehn Tage unterwegs gewesen und haben doch unser Werk vollbracht. Beliebt es den Hirsch mit dem goldenen Geweih zu sehen?“

Sogleich nahmen sie den Käfig vom Schiffe und liessen den Hirsch mit dem goldenen Geweih heraus; der König sah, dass der Schütz Recht hatte und er ihm nichts anhaben konnte. Er erlaubte ihm, nach Hause zu gehen, und die Matrosen, die mit ihm gefahren waren, liess er auf ganze sechs Jahre frei; keiner durfte sie zum Dienst einziehen, weil sie ja schon so lange gedient hatten. Auf den nächsten Tag rief der König den Kommandanten zu sich und fuhr ihn drohend an: „Willst du mich etwa zum besten haben? Dein Kopf scheint dir nicht viel wert zu sein. Du weisst Bescheid — also finde ein Mittel, Feodot den Schützen umzubringen.“ „Eure Königliche Hoheit! lasst mich nachdenken, vielleicht findet sich etwas.“ Der Kommandant ging auf den freien Plätzen und in den engen Gassen umher, da kam ihm die Hexe entgegen: „Halt! du Diener des Königs! Ich kenne deine Gedanken; willst du, so helfe ich dir in deinem Leid.“ — „Hilf, Mütterchen! Sieh, der Schütz ist zurückgekommen und hat den Hirsch mit dem goldenen Geweih gebracht.“ — „Ach, habs schon gehört. Er selbst ist ein einfacher Mann; ihn wegzubringen, wäre nicht schlimm; das geht so leicht, als wenn man eine Prise Tabak schnupft. Aber sein Weib hats hinter den Ohren. Wollen uns schon etwas anderes für ihn ausdenken, womit er so leicht nicht fertig werden soll. Geh zum König und sag ihm, er soll den Schützen senden dahin — weiss nicht wohin, zu holen das — weiss nicht was. Das wird er in alle Ewigkeit nicht fertig bringen; entweder wird man gar nichts wieder von ihm hören, oder er wird mit leeren Händen zurückkommen.“ Der Kommandant lohnte der Hexe mit Gold und eilte zum Könige; der König hörte ihn an und liess den Schützen rufen: „Feodot, du bist ein tüchtiger Bursch, der erste Schütz in deiner Schar. Einen Dienst hast du mir geleistet, -- mir den Hirsch mit dem goldenen Geweih geholt; nun leiste mir einen andern: geh dahin — weiss nicht wohin, hol das — weiss nicht was! Und bedenk: wenn du es nicht bringst, hier ist mein Schwert, — sieh, ob

dein Kopf dir was wert.“ Der Schütz machte links um kehrt und ging aus dem Schlosse. Betrübt und nachdenklich kam er nach Hause. Da fragte ihn seine Frau: „Worüber härmst du dich, Lieber? Ist dir ein Unheil widerfahren?“ — „Ach,“ sagte er, „die eine Sorge bin ich glücklich los, und schon habe ich eine neue auf dem Halse. Der König schickt mich dahin — weiss nicht wohin und heisst mich bringen das — weiss nicht was. Wegen deiner Schönheit kommt alles Ungemach über mich!“ — „Ja, das ist kein kleiner Dienst! um dahin zu gelangen, muss man neun Jahre gehen und neun zurück, sind im ganzen achtzehn Jahre; und obs. gelingt, Gott weiss!“ — „Was ist zu machen?“ — „Bete zu Gott und leg dich schlafen; der Morgen ist weiser als der Abend. Morgen wirst du alles erfahren.“ Der Schütz legte sich schlafen, aber seine Frau wartete bis zur Nacht; dann schlug sie ihr Zauberbuch auf — und sogleich erschienen vor ihr die zwei Geister: „Was steht zu Diensten?“ — „Wisst ihr nicht ein Mittel? Wie kommt man dahin — weiss nicht wohin und holt das — weiss nicht was?“ — „Nein, das wissen wir nicht.“ Sie machte das Buch wieder zu, und die Geister verschwanden vor ihren Augen. Am Morgen weckte die Schützenfrau ihren Mann: „Geh zum König und bitte ihn um Geld auf den Weg — achtzehn Jahre musst du doch unterwegs sein; wenn du das Geld hast, dann komm und nimm Abschied.“ Der Schütz ging zum Könige, erhielt aus der Staatskasse einen ganzen Beutel voll Gold und kam dann zurück, um von seiner Frau Abschied zu nehmen. Diese gab ihm ein Handtuch und einen Ball: „Wenn du aus der Stadt herausgehst, wirf diesen Ball vor dich; wohin er rollt, dahin geh auch du. Und das hier ist meine eigene Arbeit; wo du auch bist, wenn du dich wäscht, so trockne dir immer das Gesicht in diesem Handtuch.“ Der Schütz nahm Abschied von seiner Frau und seinen Kameraden, neigte sich nach allen vier Himmelsrichtungen und ging am Schlagbaum vorbei aus der Stadt. Da warf er den Ball vor sich. Der Ball rollte und rollte, und er ging immer hinter ihm her.

Als ein Monat herum war, liess der König den Kommandanten zu sich rufen und sagte zu ihm: „Der Schütz ist fort und will achtzehn Jahre in der weiten Welt herumwandern; wahrscheinlich wird er nicht lebendig wiederkommen. Achtzehn Jahre und zwei Wochen — das ist ein Unterschied. Was kann ihm unterwegs nicht alles zustossen! Er hat viel Geld bei sich; da werden ihn Räuber anfallen, ihn ausplündern und umbringen. Jetzt wirds Zeit sein, sein Weib zu gewinnen. Nimm meine Kutsche, fahr in die Schützenvorstadt und bringe sie ins Schloss.“ Der Kommandant fuhr in die Schützenvorstadt zu der schönen Schützenfrau, trat in ihr Haus und sagte: „Guten Tag, du Feine! Der König hat mir befohlen, dich in das Schloss zu führen.“ Sie fuhr zum Schloss; freudig empfing sie der König, führte sie in den vergoldeten Palast und sprach: „Willst du Königin werden? Ich will dich zur Frau nehmen.“ — „Wo hat man je gesehen oder gehört, dass man einem Manne bei seinen Lebzeiten die Frau abspenstig gemacht? Mag er sein, wie er will, und wenn er auch nur ein einfacher Schütz ist, er ist einmal mein angetrauter Gatte.“ — „Wenn du nicht willig folgst, so brauche ich Gewalt!“ Da lächelte die Schöne, warf sich zu Boden, verwandelte sich in eine Turteltaube und flog aus dem Fenster.

Durch viele Reiche und Länder wanderte der Schütz, und der Ball rollte immer weiter. Wo ein Fluss seinen Weg kreuzte, bildete der Ball eine Brücke; wo der Schütz ausruhen wollte, breitete sich der Ball zu einem weichen Bette aus. Ging es langsam, ging es schnell — schnell erzählt sich das Märchen, langsam lebt sich das Leben — der Schütz kam zu einem grossen prächtigen Schlosse; der Ball rollte an die Pforte und verschwand. Da dachte der Schütz: „Gehen wir gerade hinein!“ Er ging die Treppe hinauf in die Gemächer; da kamen ihm drei Mädchen von unbeschreiblicher Schönheit entgegen: „Woher und weshalb kommst du, guter Mann?“ — „Ach, ihr schönen Mädchen, ihr fangt gleich an zu fragen und habt mich noch gar

nicht von dem weiten Wege ausruhen lassen. Erst hättet ihr mir zu essen und zu trinken geben und mich ausruhen lassen und dann erst mich fragen sollen.“ Sogleich deckten sie den Tisch, hiessen ihn sich setzen, brachten ihm zu essen und zu trinken und gaben ihm ein Nachtlager. Als der Schütz ausgeschlafen hatte, stand er auf vom weichen Bette. Die schönen Mädchen brachten ihm Waschwasser und ein gesticktes Handtuch. In dem Quellwasser wusch er sich, das Handtuch aber nahm er nicht. „Ich habe,“ sagte er, „mein eigenes Handtuch, damit werde ich mein Gesicht trocken.“ Er holte sein Handtuch heraus und fing an sich zu trocken. Da fragten ihn die schönen Mädchen: „Guter Mann, sprich, woher hast du dieses Handtuch?“ — „Meine Frau hat es mir gegeben.“ — „Also bist du mit unserer leiblichen Schwester vermählt!“ Sie riefen ihre alte Mutter und sobald die das Handtuch erblickte, erkannte sie es und rief aus: „Das ist ja meiner Tochter eigenhändige Arbeit!“ Da gings nun an ein Fragen und Forschen. Der Gast erzählte ihr, wie er sich mit ihrer Tochter verheiratet habe und dass der Zar ihn dahin — weiss nicht wohin gesandt hätte, um das — weiss nicht was zu holen.

„Ach, Schwiegersöhnchen, von diesem Wunder habe auch ich noch nichts gehört. Aber warte, vielleicht wissen es meine Diener.“ Die Alte trat auf die Vortreppe hinaus und rief mit lauter Stimme, und plötzlich kamen von überall her allerlei Tiere herzugelaufen, allerlei Vögel herzugeflogen. „Hoi, da seid ihr, ihr Tiere des Waldes, ihr Vögel aus der Luft! Ihr Tiere schweift allewege, ihr Vögel fliegt überall; habt ihr nicht gehört: wie kommt man dahin — weiss nicht wohin und holt das — weiss nicht was?“ Da antworteten alle Tiere und Vögel mit einer Stimme: „Nein, davon haben wir nichts gehört.“ Da entliess die Alte sie, ein jedes an seinen Ort, in die Büsche, in die Wälder, in die Haine. Sie kehrte ins Gemach zurück, nahm ihr Zauberbuch, schlug es auf — und sogleich erschienen vor ihr zwei Riesen: „Was ist gefällig?“ — „Das ists, meine treuen

Diener. Bringt mich und meinen Schwiegersohn hinaus auf das weite Weltmeer und bleibt gerade in der Mitte auf dem Grunde stehen!“

Sogleich hoben sie den Schützen mit der Alten auf; trugen sie wie ungestüme Wirbelwind auf das weite Weltmeer hinaus und blieben in der Mitte auf dem Grunde stehen; sie selbst standen wie angewurzelt und hielten den Schützen mit der Alten auf ihren Händen. Da rief die Alte mit lauter Stimme, und heran zu ihr kamen alle Ungeheuer und Fische des Meeres geschwommen; so wimmelten sie durcheinander, dass man das blaue Meer vor ihnen nicht sah. „Hoi, da seid ihr, ihr Ungeheuer und Fische des Meeres! Überall schwimmt ihr, auf allen Inseln kommt ihr herum: habt ihr nicht gehört? Wie kommt man dahin — weiss nicht wohin und holt das — weiss nicht was?“ Da antworteten alle Ungeheuer und Fische des Meeres mit einer Stimme: „Nein, davon haben wir nichts gehört.“ Da drängte sich vor ihnen ein alter lahmer Frosch durch, der sich schon dreizehn Jahre zur Ruhe gesetzt hatte, und sagte: „Qua Qua, ich weiss, wo solch ein Wunder zu finden.“ — „Nun, Lieber, dich kann ich gerade gebrauchen!“ sagte die Alte, nahm den Frosch und befahl den Riesen, sie und ihren Schwiegersohn wieder nach Hause zu bringen. Im Augenblick waren sie wieder im Schlosse. Da fragte die Alte den Frosch: „Wie und auf welchem Wege muss mein Schwiegersohn gehen?“ Der Frosch antwortete: „Der Ort liegt am Ende der Welt, weit, weit. Ich würde ihn selbst geleiten, aber ich bin schon so sehr alt, kaum schleppe ich noch die Beine fort; in fünfzehn Jahren könnte ich nicht so weit hüpfen.“ Da holte die Alte ein grosses Einmacheglas, füllte es mit frischer Milch, setzte den Frosch hinein und gab ihn ihrem Schwiegersohn. „Halte dies Glas in den Händen,“ sagte sie, „der Frosch wird dir den Weg zeigen.“ Der Schütz nahm das Glas mit dem Frosch, nahm Abschied von der Alten und ihren Töchtern und machte sich auf den Weg. Er ging, und der Frosch zeigte ihm den Weg. Wars nah oder weit, ging es langsam oder

schnell — er kam zu einem feurigen Flusse; hinter dem Flusse lag ein hoher Berg, und in dem Berge sah man eine Thür. „Qua Qua,“ sagte der Frosch, „lass mich heraus aus dem Glas; wir müssen über den Fluss“. Da nahm der Schütz ihn aus dem Glase und setzte ihn auf die Erde. „Nun setz dich auf mich, guter Jüngling, und sei unbesorgt; wirst mich schon nicht zerdrücken.“ Der Schütz setzte sich auf den Frosch und drückte ihn auf die Erde; da fing der Frosch an sich aufzublähen, schwoll und schwoll und wurde so gross wie ein Heuschober. Der Schütz musste sich zusammennehmen, dass er nicht herunterfiel. Wenn ich falle, so ists mein Tod, dachte er. So sprang nun der Frosch — sprang hinüber über den feurigen Fluss und wurde wieder ganz klein. „Jetzt, guter Jüngling, geh zu dieser Thür, ich werde dich hier erwarten; geh in die Höhle und versteck dich gut. Nach einiger Zeit werden zwei Alte dahin kommen; höre, was sie reden und thun werden, und wenn sie fort sind, dann rede und thu dasselbe!“ Der Schütz ging zum Berge und öffnete die Thür — in der Höhle war es so dunkel, dass man sich die Augen ausstossen konnte. Er tappte mit kleinen Schritten vorwärts und tastete mit den Händen umher. So entdeckte er einen leeren Schrank, setzte sich in denselben und verbarg sich. Nach einiger Zeit kamen zwei Alte und sagten: „Heda, Ursa Mursa, trag auf für uns!“ In derselben Minute erstrahlten auf geheimnisvolle Weise Kronleuchter, klapperten Teller und Schüsseln, und auf dem Tische erschienen allerlei Weine und Speisen. Die Alten tranken und assen sich satt und riefen dann: „Heda, Ursa Mursa, räume alles ab!“ Plötzlich war alles verschwunden, Tisch und Wein und Speisen, und die Kronleuchter waren alle erloschen.

Als der Schütz hörte, dass die beiden Alten fortgingen, kroch er aus dem Schrank und rief: „Heda, Ursa Mursa!“ „Was ist gefällig?“ „Trag auf für mich!“ Wieder erschienen die strahlenden Kronleuchter, der gedeckte Tisch und allerlei Getränke und Speisen. Der Schütz setzte sich an den Tisch und sagte: „Heda, Ursa Mursa, setz dich zu

mir, Bruder; wir wollen zusammen essen und trinken, allein ist mir zu langweilig.“ Eine unsichtbare Stimme antwortete ihm: „Ach, guter Mann, von wo hat Gott Dich hergeführt? Bald werden es dreizehn Jahre, dass ich den beiden Alten in Treuen diene, und in dieser ganzen Zeit haben sie mich noch nicht ein einziges Mal mit an den Tisch gesetzt.“ Der Schütz schaute und wunderte sich: niemand war zu sehen, aber die Speisen verschwanden von den Tellern, wie wenn einer sie mit einem kleinen Besen weggefegte, die Flaschen hoben sich mit dem Wein von selbst auf, von selbst wurden die Gläser gefüllt und — hast du nicht gesehen — waren sie auch schon leer. Als der Schütz sich satt gegessen und getrunken hatte, sagte er: „Hör einmal, Ursa Mursa! willst du bei mir dienen? Du sollst es gut bei mir haben.“ — „Warum nicht? mir ist es hier schon lange über, und du bist, das seh ich, ein guter Mensch.“ — „Nun, räume alles zusammen und komm mit mir!“ Der Schütz ging aus der Höhle heraus und sah hinter sich — niemand da. „Ursa Mursa, bist du da?“ „Jawohl, sei unbesorgt, ich verlasse dich nicht.“ — „Schön!“ sagte der Schütz und setzte sich auf den Frosch; der Frosch blies sich auf und sprang über den feurigen Fluss; er setzte ihn in das Glas und machte sich auf den Rückweg. Als er zu seiner Schwiegermutter kam, musste sein neuer Diener die Alte und ihre Töchter schön bewirten. Ursa Mursa traktierte sie so, dass die Alte vor Freude beinahe an zu tanzen fing, dem Frosch aber befahl sie für seine treuen Dienste drei Glas Milch täglich zu geben. Der Schütz nahm von seiner Schwiegermutter Abschied und machte sich auf den Weg nach Hause. Er wanderte und wanderte und wurde schrecklich müde. Matt wurden seine schnellen Füße, schlaff seine weissen Hände. „Ach“, sagte er, „Ursa Mursa, wenn du wüsstest, wie müde ich bin; ich fühle wirklich meine Beine nicht mehr.“ — „Warum hast du mir das nicht schon lange gesagt? Ich hätte dich geschwind an Ort und Stelle gebracht. Sogleich wurde der Schütz wie von einem Wirbelwind in die Höhe gehoben und so hurtig durch die Luft davon getragen,

dass ihm die Mütze vom Kopf fiel. „He, Ursa Mursa, halt einen Augenblick an; meine Mütze ist mir heruntergefallen.“ — „Daran hast du zu spät gedacht, Herr.“ Deine Mütze liegt jetzt fünftausend Werst*) hinter uns.“ Städte und Dörfer, Flüsse und Wälder flogen nur so vor ihren Augen vorüber. Als der Schütz gerade über einem tiefen Meere hinflog, sagte Ursa Mursa zu ihm: „Wenn du willst, schaffe ich dir auf diesem Meere einen goldenen Pavillon. Da kannst du ausruhen und auch noch dein Glück machen.“ — „Nun, so schaff ihn mir,“ sagte der Schütz, und fing an, sich auf das Meer herabzulassen. Wo einen Augenblick vorher noch die Wellen gerauscht hatten, da kam ein Inselchen zum Vorschein und auf dem Inselchen ein goldner Pavillon.

Da sprach Ursa Mursa zum Schützen: „Setz dich in den Pavillon, ruhe aus und schau aufs Meer. Drei Kaufmannsschiffe werden vorbeifahren und an der Insel anlegen; da ruf die Kaufleute herein, bewirte sie schön und verhandle mich für die drei Wunderdinge, die die Kaufleute bei sich führen. Zu seiner Zeit werde ich dann wieder zu dir kommen.“ —

Der Schütz sah von Westen drei Schiffe heranssegeln. Als die Schiffsleute die Insel und den goldnen Pavillon sahen, sagten sie: „Wie ist das wunderbar! So oft wir dort gefahren sind, war da nichts als Wasser, und jetzt ist wahrhaftig ein goldner Pavillon da. Wir wollen doch anlegen, Brüder, und schauen und uns daran freuen.“ Sogleich hielten sie das Schiff an und warfen Anker. Die drei Kaufherren setzten sich auf ein leichtes Kähnen und fuhren auf die Insel. „Guten Tag, guter Mann!“ — „Guten Tag, ihr Kaufleute aus fremden Landen! Thut mir die Ehre und kommt herein zu mir, seid lustig und guter Dinge und gönnt euch eine Rast; eigens für vorbeifahrende Gäste ist ja der Pavillon gebaut.“ Die Kaufleute gingen in den Pavillon und setzten sich auf ein Bänkchen. „Heda! Ursa Mursa! gieb uns zu essen und zu trinken.“ Da er-

*) Werst ungefähr gleich Kilometer.

schien ein Tisch und auf dem Tische Weine und Speisen; was das Herz sich wünschte, alles war im Augenblick erfüllt. Verwundert riefen die Kaufleute: „Wollen wir nicht tauschen! Du gibst uns deinen Diener und bekommst von uns das Wunderding, das dir gefällt.“ — „Was habt ihr denn für Wunderdinge?“ — „Das sollst du gleich sehen.“ Der eine Kaufmann zog ein kleines Kästchen aus der Tasche, und sowie er es öffnete, breitete sich auf der ganzen Insel ein prächtiger Garten aus mit Blumen und Steigen; sowie er das Kästchen wieder zumachte, war auch der Garten verschwunden. Der zweite Kaufmann zog unter dem Rockschosse ein Beil hervor und schlug damit auf. Klapp tapp, stand ein Schiff da! Klapp tapp, noch ein Schiff! Hundertmal klappte er, und hundert Schiffe machte er, mit Segeln, Kanonen und Matrosen. Die Schiffe fuhren, die Kanonen schossen, und bei dem Kaufmann fragte man nach seinen Befehlen. Der erfreute sich daran, dann steckte er sein Beil wieder ein — und die Schiffe verschwanden vor ihren Augen, als wären sie gar nicht dagewesen. Der dritte Kaufmann holte ein Horn hervor und blies am einen Ende hinein; sogleich erschien ein Kriegsheer, Fussvolk und Reiterei, mit Flinten, Kanonen und Fahnen; von allen Regimentern wurden dem Kaufmann Rapporte gebracht, und er gab ihnen seine Befehle; das Heer setzte sich in Marsch, die Musik spielte, und die Fahnen flatterten. Der Kaufmann freute sich daran, nahm sein Horn und blies am anderen Ende hinein, und nichts war mehr zu sehen, die ganze Kriegsmacht verschwunden. „Eure Wunderdinge sind gut, aber nichts für mich!“ sagte der Schütz. „Ein Heer und Schiffe, das ist etwas für einen Zaren, aber ich bin ein einfacher Soldat. Wenn ihr mit mir tauschen wollt, so gebt mir für den einen unsichtbaren Diener alle drei Wunderdinge.“ — „Ist das nicht ein bisschen viel?“ — „Wie ich euch gesagt habe — sonst tausche ich nicht.“ Die Kaufleute dachten bei sich: „Was sollen wir mit diesem Garten, diesen Regimentern und Kriegsschiffen? Es ist schon besser, wir tauschen; wenigstens werden wir ohne

jede Mühe satt zu essen und zu trinken haben.“ Sie gaben dem Schützen ihre Wunderdinge und sagten: „Heda, Ursa Mursa! wir werden dich mit uns nehmen; willst du uns in Treuen dienen?“ — „Warum nicht dienen? mir ist ganz gleich, bei wem ich bin.“ Die Kaufleute kehrten auf ihre Schiffe zurück und gaben allen ihren Schiffsleuten einen grossen Schmaus: „Nun, Ursa Mursa,“ hiess es, „tummle dich!“ Alle zechten, bis sie trunken waren, und verfielen dann in einen tiefen Schlaf. Der Schütz aber sass in dem goldnen Pavillon, und während er so nachdachte, sagte er: „Ach schade! wo mag jetzt mein treuer Diener Ursa Mursa sein?“ — „Hier bin ich, Herr!“ Der Schütz freute sich: „Ist es nicht Zeit, nach Hause zu kommen?“ Kaum hatte er es gesagt, da wurde er wie von einem heftigen Wirbelwind ergriffen und durch die Luft davongetragen. Als die Kaufleute aufwachten, hätten sie gern eins auf den Katzenjammer getrunken. „Heda, Ursa Mursa! gib uns etwas für den Katzenjammer.“ Aber keiner antwortete, keiner wartete auf. Soviel sie auch riefen und kommandierten — es war alles in den Wind. „Nun, ihr Herren! da hat uns dieser Kerl schön angeführt. Jetzt soll der Teufel ihn finden! Die Insel ist weg, und der goldene Pavillon verschwunden.“ Da wurden die Kaufleute sehr bekümmert, zogen die Segel auf und fuhren ab, nach ihrem Bestimmungsort.

Rasch flog der Schütz in sein Reich und liess sich an dem blauen Meere auf einem öden Platze nieder. „Heda, Ursa Mursa! kann man hier nicht ein Schloss bauen?“ — „Warum denn nicht? gleich wirds fertig sein.“ Im Augenblick stand ein Schloss da, und ein so herrliches, dass man es gar nicht beschreiben kann, noch einmal so schön als das des Königs. Der Schütz öffnete das Kästchen, und rund um das Schloss war ein Garten gewachsen, mit seltenen Bäumen und Blumen. Als nun der Schütz so am offenen Fenster sass, und sich an seinem Garten freute, da flog plötzlich zum Fenster herein eine Turteltaube, liess sich auf die Erde fallen und verwandelte sich in seine junge Frau. Sie umarmten sich und begrüssteten sich, fragten

einander und erzählten einander. Die Frau sprach zum Schützen: „Seit der Zeit, da du aus dem Hause fort bist, bin ich immer als ein armes Turteltäubchen in den Wäldern und Hainen umhergefliegen.“

Am andern Morgen in der Frühe trat der König auf seinen Balkon und schaute auf das blaue Meer. Da sah er hart am Ufer ein neues Schloss stehen, und rund um das Schloss war ein grünender Garten. „Welchem dummen Kerl ist es denn da eingefallen, sich, ohne zu fragen, auf meinem Lande anzubauen?“ Eilboten liefen hin, fragten und meldeten, das Schloss sei von dem Schützen errichtet; im Schlosse lebe er selbst, und seine Frau bei ihm. Da wurde der König noch zorniger und befahl seinem Heere, sich zu sammeln und an das Meeresufer zu ziehen, den Garten mit Stumpf und Stiel auszurotten, das Schloss in kleine Stücke zu schlagen und den Schützen selbst und seine Frau grausam zu Tode bringen. Als der Schütz sah, dass eine starke Streitmacht des Königs gegen ihn anrückte, griff er rasch zu seinem Beil; klapp tapp, stand ein Schiff da. Hundertmal klappte er, und hundert Schiffe machte er. Darauf zog er sein Horn hervor, blies einmal hinein, und Fussvolk strömte herbei; zum zweiten Male blies er hinein, und Reiter strömten herbei. Die Kommandanten eilten von ihren Regimentern und ihren Schiffen zu ihm und warteten auf seinen Befehl. Der Schütz befahl, die Schlacht zu beginnen; sogleich spielte die Musik und wirbelten die Trommeln, und die Regimenter rückten vor. Das Fussvolk schlug die Soldaten des Königs, die Reiterei zersprengte sie und nahm viele gefangen; von den Schiffen aber bombardierten sie seine Hauptstadt mit Kanonen.

Als der König sah, dass sein Heer davonlief, warf er sich ihm selbst entgegen, um es zum Stehen zu bringen — aber vergeblich. Kaum war eine halbe Stunde vergangen, da hatte er selbst seinen Tod gefunden. Als die Schlacht zu Ende war, versammelte sich das Volk und bat den Schützen, selbst die Herrschaft in die Hand zu nehmen. Er willigte ein und wurde König, und seine Frau wurde Königin.